Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 10

Artikel: Schönheit im Alltag
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069233

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schönheit im Alltag

VON ADOLF GUGGENBÜHL

Illustration von Hans Tomamichel

Die Gesellschaft schweizerischer Maler und Bildhauer zählt heute rund 700 Aktivmitglieder. Außerdem gibt es eine mehrfache Zahl bildender Künstler, die nicht organisiert sind. Wir haben heute in der Schweiz nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur Bevölkerung, mehr gute Maler und Bildhauer als in irgendeiner frühern Epoche.

Wie kann man angesichts dieser Tatsache von einem ästhetischen Verfall reden, wie es vor zwei Monaten im «Schweizer-Spiegel» in dem Artikel «Der Schönheit eine Gasse» geschehen ist?

Die Anzahl der Künstler ist nicht ein Ausdruck des künstlerischen Interesses eines Zeitalters — im Gegenteil. Wahrscheinlich ist es gerade die entsetzliche

Nüchternheit unseres Lebens, welche heute viele Zeitgenossen dazu treibt, sozusagen als Protest ihr Leben in den Dienst der Kunst zu stellen. Jeder, der ehrlich ist, muß zugeben: Die Künstler sind Fremdlinge in unserem Dasein. Wenn der Staat nicht einspringen würde, müßten die meisten von ihnen am Hungertuch nagen, und auch jetzt sind sie trotz einer gewissen offiziellen Förderung Propheten in der Wüste, Märtyrer eines Ideals, dem sie sich opfern. Sie, die mit den Göttern zu Tische sitzen, müssen auf dieser Welt wie Lazarus von den Brosamen leben, welche vom Tische der Reichen fallen. Ihre Bilder hängen wohl in Museen und öffentlichen Gebäuden, aber nicht in den Privathäusern. Die Zahl der Haushaltungen, wo man nur ein einziges gutes Bild findet, ist verschwindend klein. Es gibt unendlich viel mehr Familien, die einen Eisschrank oder ein Auto, als solche, die ein schönes Gemälde oder eine Plastik besitzen. Eine Zeit mit echtem Kunstverständnis aber begräbt die Kunstwerke nicht in Museen, wo man sie gegen Eintrittsgeld besichtigen kann.

Zugegeben, in vielen Häusern hängen Reproduktionen von Meisterwerken. Aber gerade sie bilden einen Beweis dafür, wie beziehungslos man der Kunst gegenüber steht; denn auch die beste Reproduktion ist nicht ein Schatten des Originals, sie ist der Schatten eines Schattens. Es ist bezeichnend für die geradezu rührende Ahnungslosigkeit vieler sogenannter Gebildeter, wenn ein Schulvorstand einer großen schweizerischen Stadt anläßlich einer Kommissionssitzung, die sich mit der Frage des künstlerischen Wandschmuckes in Schulzimmern befaßte, sagen konnte: «Für die Kinder ist nur das Beste gut genug. Deshalb hängen in unsern Schulzimmern Reproduktionen, welche die Originale nicht nur erreichen, sondern sie sogar an Farbenpracht und Schönheit übertreffen.»

Auch ein bescheidenes Aquarell, eine anspruchslose Bleistiftzeichnung eines mittelmäßigen Künstlers strahlt mehr vom Wesen echter Kunst aus als ein sogenannter Meisterdruck der Mona Lisa.

Aber abgesehen davon: Die Schönheit findet ja ihren Ausdruck nicht nur in Kunstwerken im engern Sinn. Eine Zeit, die ein lebendiges Verhältnis zum Ästhetischen hat, bringt dies auch in der Architektur, in den Möbeln, in den Gebrauchsgegenständen zum Ausdruck. Und wenn man von ästhetischer Erziehung spricht, denkt man gewöhnlich an diese Erscheinungsformen der Kultur.

Darüber, daß es in dieser Beziehung bedenklich steht, kann man wohl nicht zweierlei Meinung haben. Geht man interessehalber gelegentlich hin, wenn bei einem Todesfall ein durchschnittlicher bürgerlicher Haushalt aufgelöst wird, so wird man immer die gleiche Beobachtung machen: In dem ganzen Hausrat, der 20 000, 30 000 oder auch 50 000 Franken gekostet hat, findet man in der Regel nicht einen einzigen Gegenstand, der schön oder auch nur formal anständig ist. Und man ist versucht, mit den Hexen von Tay auszurufen: «Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand.»

FEIND NR. 1

Wie ist das möglich, trotzdem sich der Heimatschutz, der Werkbund, viele Lehrer seit Jahrzehnten um die Hebung der Geschmackskultur bemühen? Woher kommt es, daß die Anstrengungen dieser unentwegten Kämpfer nicht mehr Erfolg gehabt haben? Daher, weil die letzten 100 Jahre allem Ästhetischen nicht nur gleichgültig, sondern geradezu feindlich gegenüberstanden. Es fehlt nicht am Nicht-Können, sondern am Nicht-Wollen. Ein Schüler aber, der nicht lernen will, ist ein schwieriges Objekt für pädagogische Bemühungen.

Die beiden grundsätzlichen Feinde der Schönheit heißen Materialismus und Moralismus.

In dem Maße, in dem das Wirtschaftsdenken Besitz vom Menschen nimmt, verschwindet sein Verständnis für ästhetische Werte. Ein Zeitalter, das alle Anstrengung auf den wirtschaftlichen Erfolg richtet, verjagt die Schönheit aus der Welt. Es ist

deshalb kein Zufall, daß gerade in jenen Ländern, welche die Lehre vom Materialismus zur Lebensdoktrin erhoben haben, wie z. B. Rußland, alles in kurzer Zeit beispiellos häßlich geworden ist.

Wir selbst waren Zeugen einer ähnlichen Entwicklung bei einem Bevölkerungsteil, der ästhetische Lebensformen länger bewahrt hatte als andere Klassen — bei den Bauern. In dem Maße, in dem sich in den letzten Jahrzehnten bei ihnen das Gelddenken entwickelte, wurde ihr Leben häßlich.

Giono hat in seinem Roman « Que ma joie demeure » an einem Einzelfall einen solchen ästhetischen Niedergang dargestellt. Wir konnten ihn auch bei uns hundertfach beobachten.

Erinnern Sie sich noch an die schönen Zeiten, als es in vielen Bauernhöfen üblich war, einen Pfau zu halten? Der Wundervogel trug nichts ein; er verursachte nur Unkosten. Aber die Bauern hatten, wie früher die Fürsten, Freude, dieses königliche Tier zu bewundern, wenn es das Rad schlug.

Und ähnlich, wie vordem die Könige und Fürsten herrliche Pärke anlegten, die keine andere Aufgabe hatten, als das Auge zu erfreuen, so leisteten sich früher viele Bauern den Luxus, in der Nähe des Hauses eine Baumgruppe zu pflanzen, stolzes Wahrzeichen eines Hofes, wo man nicht nur jenen Dingen des Lebens Beachtung schenkte, deren Rendite in Franken und Rappen nachgewiesen werden kann. Dann aber kam ein neues Geschlecht, das in landwirtschaftlichen Schulen rechnen gelernt hatte, und als die Holzpreise hoch waren, entschloß man sich kurzerhand, diese Schmarotzer, die nichts einbrachten, ja sogar den Graswuchs behinderten, umzuhauen.

Diese utilitaristische Geisteshaltung entwickelte sich besonders während der letzten zwei Kriege. Es wurde den Landwirten eingeredet, es sei nicht nur unwirtschaftlich, sondern geradezu unmoralisch, irgend etwas wachsen zu lassen, was nicht einen unmittelbaren Nutzen abwerfe. So wurden am laufenden Band romantische Lebhäge gerodet, zauberhaft schöne Flüsse « korrigiert », geheimnisvolle Moore entwässert. Sie nützten ja nichts, sie waren nur schön.

In den Dörfern und Städten aber werden immer noch der Wirtschaft — diesmal in Gestalt des Götzen Verkehr — alte Straßenzüge und einzigartige Stadttore geopfert.

FEIND NR. 2

Daß der Materialismus zum großen Teil am künstlerischen Verfall schuld ist, kann man hie und da in den Zeitschriften des Natur- und Heimatschutzes lesen. Fast gar nicht wird aber eine andere Ursache erkannt, die zur Verödung unseres Lebens in noch viel höherem Maße beigetragen hat: der Moralismus. Gerade die Gutgesinnten betrachten seit etwa 100 Jahren alle Lebenserscheinungen immer mehr ausschließlich vom Gesichtspunkt der moralischen Qualität. Jede Handlung, die nicht grundsätzlich eine gute Tat darstellt, wird von vornherein abgelehnt; ja wenn man etwas nur deshalb macht, weil es schön ist, hat man geradezu ein schlechtes Gewissen.

Ein Feuerwerk, mit dem man gar keinen Nebenzweck verfolgt als den, Freude zu bereiten, scheint heute den meisten Menschen unverantwortlich. Höchstens wenn damit eine Sammlung verbunden ist für das Pestalozzi-Kinderdorf oder notleidende deutsche Intellektuelle, ist man bereit — weil der Zweck die Mittel heiligt — ein Auge zuzudrücken. Aber ein ästhetisches Spiel um seiner selbst willen, damit kann man sich nicht einverstanden erklären.

Aus dieser Geisteshaltung heraus hat nun eine immer stärkere Verzweckung des Lebens stattgefunden. Jahr um Jahr sind mehr jener Dinge verschwunden, die sich nicht mit einem Zweck legitimieren können, die weder nützlich noch gut, die einfach schön sind.

Früher, als die Moral sich noch nicht von der Religion abgetrennt hatte und noch nicht ein gespenstisches Sonderdasein führte, war es eine selbstverständliche Er-

kenntnis, daß sich der Geist nicht nur im Streben nach dem Guten und Wahren, sondern auch im Streben nach dem Schönen äußert. Die Schönheit ist ebensosehr ein Kind Gottes wie die Moral, vielleicht sogar Gottes liebstes Kind.

Was ist schließlich ästhetisches Leben anderes als Form gewordene Huldigung an den Schöpfer? Was anderes ist der Sinn jeder Musik, als *Gloria in excelsis Deo* zu verkünden? Jedes Lied wird zur größern Ehre Gottes gesungen. Sogar im seichten Schlager ist etwas von dieser Huldigung enthalten.

SINGE, WEM GESANG GEGEBEN

Die Musik hat keinen Zweck, aber sie hat einen Sinn. Heute ist sie fast ganz aus unserm Alltag verschwunden. Gewiß haben wir ein «blühendes Konzertleben», aber es ist hier wie mit den bildenden Künsten: In der Familie selbst gibt es fast keine Musikpflege mehr. Der Radio ist kein Ersatz. Abgesehen davon, daß auch hier die Reproduktion dem Original nicht gleichkommt, sind es nur wenige, welche am Radio andächtig einem Konzert lauschen. Für die meisten bedeutet Radiomusik nichts anderes als ein Geräusch, das dazu dient, die Lebensangst zu übertönen und die innere Einsamkeit, in der sich die meisten modernen Menschen befinden, zu beheben.

Vor allem der Gesang ist verschwunden. Wir wissen, daß im Mittelalter aus allen Werkstätten Lieder erschallten. Wo gearbeitet wurde, wurde auch gesungen. Daß die moderne Arbeitsweise den Gesang nicht mehr erlaubt, ist wahrscheinlich nicht zu ändern, aber auch nach Feierabend wird heute nicht mehr gesungen.

Dieses Verschwinden des Liedes ist eine der unheimlichsten Erscheinungen der Gegenwart. Wie die bildende Kunst in die Museen, so hat sich das Lied in den Verein zurückgezogen. Dort, unter Leitung eines Dirigenten, wird noch Gesang praktiziert — mit viel Fleiß und Schweiß, aber mit wenig entspannter Freude.

Noch in meiner Jugend, wenn die Anwohner der Zürichsee-Dörfer an schönen Sommerabenden auf den See hinausruderten, erschallten aus allen Schifflein, wie zur Biedermeierzeit, Lieder. Das Wasser des Sees ist geheimnisvoll wie damals, die Strahlen der untergehenden Sonne spiegeln sich in ihm wie damals, aber die Lieder sind verstummt.

Auch während der Grenzbesetzung 1914/1918 wurde von den Soldaten viel mehr gesungen als im letzten Krieg. Schon als ich meinen ersten Landwehr-Wiederholungskurs im Jahre 1929 machte, konnte ich deutlich die inzwischen eingetretene Veränderung feststellen. Wie ich den alten Kameraden, die früher jeden Abend gesungen hatten, vorschlug, ein Lied anzustimmen, hieß es: «Wir würden uns ja lächerlich machen. Wir sind ja nur unser drei. Es reicht also nicht einmal zu einem Quartett, und überhaupt geht es nicht ohne Dirigenten.»

Vielerorts ist man heute so weit, daß man ohne Dirigenten nicht mehr wagt, ein Lied zu beginnen. Auch kennt man die Strophen nicht auswendig. Am Abend vor der Schlacht an der Beresina stimmte ein Schweizer Offizier das schöne Lied an: «Unser Leben gleicht der Reise eines Wandrers in der Nacht.» Die Umstehenden fielen ein, und bald sang die ganze Truppe mit. Man kennt diese Anekdote aus dem Geschichtsunterricht. Sie könnte sich heute nicht wiederholen; man käme über die erste Strophe nicht hinaus.

TANZ UND RHYTHMUS

Auch der Tanz ist heute nicht mehr selbstverständlicher Ausdruck eines ästhetischen Lebensgefühls. Er ist beschränkt auf organisierte Anlässe.

Wenn man einem Neger sagen würde, daß es in Europa Länder gibt, wo zum Tanzen eine polizeiliche Bewilligung nötig ist, er würde das für unmöglich halten. Das Tanzen gehört für ihn zum Leben wie das Reden.

Sur le pont d'Avignon
On y danse, on y danse

«Sur le pont d'Avignon
On y danse tout en rond.»

Auf der Quaibrücke in Zürich oder der Kirchenfeldbrücke in Bern wird nicht mehr getanzt, weder an Werktagen noch an Sonntagen — höchstens von Betrunkenen, die dann sehr rasch von den Hütern der Ordnung arretiert werden. Der Tanz wird heute nicht ernst genommen, ja von vielen Leuten wird ihm die Daseinsberechtigung aberkannt.

Natürlich hat der Tanz, vor allem der Gesellschaftstanz, nicht in erster Linie kultische Funktion, natürlich dient er in weitgehendem Maße zur Befriedigung triebhafter Wünsche, erotischer und gesellschaftlicher Natur, aber das macht nicht sein Wesen aus. Man darf eine Erscheinung nie nach ihren Trübungen beurteilen.

Der Tanz, wie die rhythmische Haltung überhaupt, bedeutet nichts anderes als eine Huldigung an den Schöpfer. So wie die Gestirne nach ewigen Regeln in einem bestimmten Rhythmus kreisen, so muß sich auch der Mensch diesem Rhythmus einordnen. Tritt er aus ihm heraus, so wird er ver-rückt, krank. Rhythmus braucht man nicht nur zum Marschieren, er sollte jede Bewegung erfüllen.

Rhythmus macht das Gehen aus einer öden Fortbewegung zu einer Prozession. Wenn Jakob mit seiner Herde, nachdem er im Gebet versunken war, weiterzieht, steht er auf, ergreift seinen Stab und schreitet von dannen. Er will nicht einfach einen andern Weideplatz erreichen. Sein Wandern ist nicht nur Zweckbewegung, es ist zugleich kultische Gebärde und erhält dadurch eine höhere Würde.

Wenn Rebekka am Brunnen Wasser holt und mit dem vollen Krug auf dem Kopf nach Hause schreitet, so tut sie, rationalistisch betrachtet, nichts anderes, als wenn eine heutige Hausfrau in der Spezereihandlung eine Flasche Süßmost holt. Und doch macht sie etwas anderes: In der Art, wie sie geht, vollzieht sie gleichzeitig eine ästhetische Gebärde und dadurch eine Huldigung an ihren Schöpfer.

Natürlich ist das Gehen auch Zweckhandlung, aber es ist nicht nur Zweckhandlung oder sollte es wenigstens nicht sein. Dieser Doppelcharakter alles Tuns muß wieder anerkannt werden.

Es ist ganz klar: nicht das Wirtschaftsleben überhaupt ist abzulehnen und noch viel weniger die moralische Forderung. Es geht nur um das Maß. Daneben muß noch etwas anderes Platz haben — die Schönheit, die keinen Zweck hat, aber trotzdem einen Sinn.

Nicht daß ich dies Bestreben nicht erfasse,
Des Stoffs sich, der Materie zu bedienen...
Nur das Extrem der Zeit ist's, das ich hasse!

hat schon vor beinahe hundert Jahren unser großer und viel zuwenig gelesener Dichter Heinrich Leuthold geschrieben, um dann weiterzufahren:

Die Menschheit wird, so hat mir oft geschienen,
Zu einem ungeheuren Schwarm von Bienen.
Utilität! Das ist der Ruf der Masse.
So durch ein Leben, das den Tieren eigen,
Erwerb, Krieg, Kinderzeugen und so weiter,
Bringt ihr das Edelste in euch zum Schweigen.
Wenn nicht, wie euch die heitern Griechen zeigen,
Auch euch das Schöne wird zur Himmelsleiter,
Drauf Götter zu den Menschen niedersteigen.

Man glaube ja nicht, daß die verzweckte Weltbetrachtung dem Wesen des abendländischen Menschen, insbesondere des Schweizers, entspreche, daß z. B. die orientalischen Völker «von Natur aus» rhythmischer als wir seien. Auch bei uns sind die Kinder ursprünglich vom gleichen Rhythmus erfüllt. Ihre Bewegungen sind schön. Dann aber wird ihnen dieser Rhythmus mit Gewalt ausgetrieben, wie überhaupt ein wesentlicher Teil unserer Erziehung darin besteht, Gaben zu zerstören, die dem Menschen in die Wiege gelegt wurden.

«Tue nüd so tumm», heißt es, wenn das Kind spontan rhythmische Bewegungen macht. Später, wenn es so verbildet ist, daß es kaum mehr richtig gehen kann, schickt man es in eine Gymnastikschule!

PFLICHT UND NEIGUNG

Was ist wohl der tiefere Grund, warum heute allgemein der Dienst an der Schönheit so tief im Kurse steht? Er liegt in einer merkwürdigen Selbstquälerei. Seit Kant haben wir uns daran gewöhnt, nur dasjenige Verhalten als tugendhaft zu bezeichnen, das uns besonders schwer fällt. Jene Lebensgebiete, wo sich Pflicht und Neigung decken, werden irgendwie als verdächtig empfunden. Nun hat der Mensch von Natur aus eine größere Begabung, dem Göttlichen im Streben nach Schönheit zu dienen als im Streben nach dem Guten. Gerade dieser Umstand macht den Moralisten alles Ästhetische verdächtig. Was nicht mit Überwindung und Krampf vollbracht wird, kann nach ihrer Ansicht unmöglich wertvoll sein. Die Freude gilt infolgedessen nicht mehr als schöner Götterfunke, und der Wahlspruch «Freut euch des Lebens» empfindet man als Ausdruck leichtsinniger Genußsucht.

So legte sich allmählich eine Lavaschicht von tierischem Ernst über das Land.

Trotz der sogenannten Festseuche wurden die echten Feste, die unorganisierten heitern Feste, die keinem Zweck dienen, keinem politischen und keinem moralischen, weder der Wohltätigkeit noch der Ertüchtigung, noch der Förderung des Staatsgedankens, immer seltener, jene Feste, die ihren Sinn in sich haben. Nur die Kinder verstehen es noch, die Feste zu feiern, wie sie fallen. Wenn sie guter Laune sind, ist jeder Tag für sie ein Fest.

Die Pflege der Blumen gehört zu den wenigen Resten ästhetischer Tradition, die sich noch erhalten haben. Bekanntlich waren die Blumen zu allen Zeiten ein Symbol der Schönheit, die zwecklos ist und ihren Sinn in sich selbst trägt. «*Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Ich aber sage euch, nicht einmal Salomon in all seiner Herrlichkeit war gekleidet wie eine von ihnen.*»

Noch vor dem ersten Weltkrieg begegnete man im Sommer häufig jüngern und ältern Beamten, Kaufleuten, Professoren, die eine Rosenknospe im Knopfloch trugen. Diese Blumen sind verschwunden. Man würde es geradezu als leichtsinnig betrachten, sich heute, wo auf der ganzen Welt so viele Menschen leiden, mit einer Blume zu schmücken. Zum mindesten hätte man Angst, sich lächerlich zu machen.

Wohl sieht man noch in den Bergen, wo sich die alte, ästhetische Hirtenkultur erhalten hat, gelegentlich Bauern, die einen Enzian oder eine Alpenrose an den Hut gesteckt haben oder ständig eine Blume im Munde tragen. Der mehr vermaterialisierte und vermoralisierte Bauer des Mittellandes würde unliebsam auffallen, trüge er ohne besondern Anlaß einen Maien am Hut.

Überhaupt hat der ästhetische Verfall durchaus nicht alle Länder Europas gleichmäßig erfaßt, und auch in der Schweiz nicht alle Landesteile gleich stark. Im Tessin und in der welschen Schweiz blieb der ästhetische Lebensstil mehr erhalten als in der deutschsprechenden Schweiz, in den katholischen Gegenden mehr als in den protestantischen. Am meisten verzweckt ist das Leben in den Kantonen Zürich, Aargau, Thurgau und in einem Teil des Kantons St. Gallen. Da nun aber auch die Zürcher ohne einen Abglanz der Schönheit nicht leben können, verbringen sie wenigstens ihre Ferien in jenen Ländern oder Kantonen, wo die öde Verzweckung noch weniger fortgeschritten ist.

DER SCHÖNHEIT EINE GASSE

Das also ist die Situation. Das ist der tiefere Grund des ästhetischen Niedergangs. Das ist die Ursache, warum unsere Möbel, Tassen usw. meist so dämonisch häßlich sind. Das ist die Erklärung dafür, warum es dem Werkbund bei seinen erzieherischen Ausstellungen zwar gelingt, schlechte Beispiele zu zeigen, daß aber die daneben gestellten guten Beispiele, wenn sie nicht einfach Früheres imitieren, so selten überzeugend wirken — sie sind zwar nicht häßlich, aber sie sind auch nicht schön, sondern nur neutral.

Dadurch, daß man den Kitsch zurückdämmt, ist noch keine Schönheit geschaffen, sondern höchstens eine gewisse Sachlichkeit. Die schöpferisch-gestalterischen Kräfte, die vorhanden sind wie zur Zeit der alten Griechen, werden sich erst entfalten können, wenn es gelingt, wieder einen Lebensstil zu schaffen, der grundsätzlich der ästhetischen Lebenshaltung Raum gewährt. — Dabei ist es allerdings denkbar, daß in Zukunft diese ästhetische Sphäre nicht mehr wie früher auch das Berufsleben erfaßt, sondern zum größten Teil auf das Privatleben beschränkt werden muß.

Die Überwindung der heutigen maßlosen Verzweckung ist die Aufgabe der jetzigen Generation.

Zum Glück besteht nicht die geringste Gefahr, daß die gegenwärtige Entwicklung ins Unendliche weitergehen wird, daß sich der Mensch mit der Zeit zu einer Arbeitsbiene entwickelt. Bereits sind Beweise dafür vorhanden, daß der Tiefpunkt überschritten ist. In einem Land, das der Verzweckung besonders verfallen war — in Amerika — kann man viele Zeichen einer Lebensführung beachten, die das Ästhetische im weitesten Sinne wieder mehr zu seinem Recht kommen läßt. Tanz und Rhythmus haben dort bereits wieder etwas von dem verlorenen Terrain zurückgewonnen — wenn sie sich auch in Formen äußern, welche bei den Freunden schweizerischer Volkstänze einiges Befremden hervorrufen. Aber das ist immer so; wenn das, was wir erhoffen und ersehnen, endlich Gestalt annimmt, dann geschieht es selten auf jene Art, wie wir es uns vorgestellt haben.

Ein anderes Lebensgebiet, das große ästhetische Möglichkeiten in sich birgt, ist die Mode. Viele unter uns, die im Heimat- und Naturschutz für die Erhaltung schöner Bauten und schöner Landschaften eintreten, stehen den Kaprizen der Mode kühl, ja ablehnend gegenüber. Ich habe aber die Überzeugung, daß es eine der großen Leistungen der Frauen war, daß sie auch in einer Epoche der Verzweckung wenigstens auf diesem Gebiet der Idee der Schönheit treu blieben — gerade durch ein Verhalten, das man ihnen so häufig zum Vorwurf macht: nämlich daß sie sich kühn über wirtschaftliche Notwendigkeiten und soziale Forderungen hinwegsetzen. Die Mode ist ihrem Wesen nach unvernünftig. Sie will auch nicht vernünftig sein. Sie dient nicht der Vernunft, sondern der Schönheit.

Ich habe überhaupt den Eindruck, daß die Neuerweckung des ästhetischen Lebens weniger von den Männern als von den Frauen ausgehen wird. Ich glaube sogar, daß der ästhetische Verfall zum Teil seine Ursache darin hatte, daß sich die Frauen, deren Aufgabe es zu allen Zeiten war, himmlische Rosen ins irdische Leben zu weben, allzusehr von der männlichen Betrachtungsweise imponieren ließen. Hier wäre eine Emanzipation mindestens so angebracht wie auf politischem Gebiet.

Auch die phantastische Entwicklung der Schönheitspflege, welche die kosmetische Industrie so groß werden ließ, ist nach meiner Ansicht durchaus keine moralische Verfallserscheinung, sondern im Gegenteil eine Art Aufrüstung für eine kommende, mehr ästhetische Lebensgestaltung.

*

Wir empfinden es immer deutlicher, daß wir uns in eine Sackgasse verirrt haben. Auf die bisherige Art geht es nicht weiter! Keine noch so ausgeheckten Weltverbesserungspläne, keine noch so forcierte Anstrengung können uns von dem Druck, der auf uns lastet, von der Angst, die uns quält, befreien. Der heutige Mensch gleicht einem Eichhörnchen, das aufgeregt an der Wand einer Trülle hochspringt; je schneller es rennt, um so schneller fällt es zurück.

Schweiß, Blut und Tränen werden immer das Schicksal des Menschen sein. Kummer, Krankheit und Not werden den Erdenpilger immer begleiten. Man kann sich ihrer nicht entledigen. Aber man kann ihnen ihre niederdrückende Wirkung dadurch nehmen, daß man dem menschlichen Leben seine Würde zurückgibt. Dazu brauchen wir die Schönheit in allen ihren Erscheinungsformen — im ganzen Leben, auch im Alltag.